

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 123

Sonnabend, den 12. Juni

1920

Aus eigener Kraft.

Roman von
G. M. H.

Nachdruck verboten.

Ihre ruhige Stimme schmit seiner erregten das Wort ab. — „Sie waren auch nicht unglücklich. Sie waren nur — Sie selber. Das Ihr Wunsch jetzt ganz ehrlich gemeint war, das weiß ich wohl! — eine ehrliche Stimmung — wie auch das andere Stimmung meine war.“

„Das ist nicht wahr!“ Sie er e. n. — „Ich bin Ihnen gut, Käthe, und weiß, daß auch Sie mir gut sind!“
Einen Augenblick senkten sich ihre Lider, dann sah sie ihn wieder freien Willens an.

„Nein, ich bin Ihnen nicht gut, wie Sie es meinen. Nicht so gut, wie ich dem Manne sein möchte, mit dem ich gern und freudig, für gut oder böse, Hand in Hand durchs Leben ginge. Ich weiß, daß es nicht viel ist, was ich zu verschaffen habe, aber es ist mein alles. Und für ein Ganzes, verlangte ich mir auch ein Ganzes zurück. Sie aber hätten so ein Ganzes überhaupt nicht zu geben — weil Sie es gar nicht besitzen.“

Er starrte sie mit vorgebogenem Kopfe an, was sie noch weiter reden werde, und wie sie nun schweig, als habe sie ihm alles gesagt, da ließ sich ihm ein kurzes Aufstöhnen von den Lippen: „So, da hält!“ ich ja nun meinen Teil von Ihnen.“

Und dann wand er wieder dicht an ihrer Seite, und in seiner Stimme war ein lebensschafflich leeres: „Meinwegen, ich nehme's hin, denn — ich hab's verdient.“
Aber nun verlang' ich auch, daß Sie mir glauben, Käthe, denn — es ist wirklich mein Ganzes.“

Jetzt senkten sich ihre Lider nicht wieder vor seinem heiligen Blick, seinem fast herrlichen Fördern.
„Vielleicht ist es das wirklich, aber gerade darum ist's das meine nicht und darf's nicht sein. Ich hab' Ihnen neulich Lebensvoll gesagt und ich wollte — Sie hätten es dabei bewenden lassen.“

„O Käthe, das macht ja nichts. Jeren ist menschlich. Und da hab' ich eben auch mal geirrt. Und wenn Sie für mich so eine untrügliche Schätzung nach unten zu haben, brauch' ich nun wohl auch nicht für meine Verneinungen um Verzeihung zu bitten, denn so weit hinaus reicht's von da unten ja gar nicht. Und bitte, so ein mitleidiges Gesicht brauchen Sie ja gar nicht zu machen, und nach ein paar guten Worten brauchen Sie auch nicht lang zu suchen — Rorb bleibt Rorb, ob und ohne Ko'en drin. Da heißt's nun eben, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Und Lebensvoll hatten wir uns ja, wie Sie meinen, bereits gesagt.“

Er war zur Gardentür hinaus, der hohe Fiedelmann entzog ihn ihren Blicken. Ihre Hände machten eine zudende Bewegung, als wollte sie den Entlebenden zurückhalten, dann sanken sie schlaf am Körper herab, und wie in völliger Hilflosigkeit stand sie plötzlich da. —

„Ging's ihm denn wirklich so nah?“

Die höhnende Bitternis seiner Worte, war das dann wirklich Liebe? Und hätte sie ihn halten sollen — ihn halten dürfen?
Nein, nein, sie hätte es nicht gedurft. Um ihre Willen — und auch um seine Willen nicht. Was immer ihn getrieben — so kam die Liebe nicht und warb — Liebe, die für ein ganzes Leben dauern soll.

Reife, damit sie die Mutter nicht weide, danach sie sich wie

Kulturpolitik, erwidern wie unser heutiger Geist und Willen Ratt nach außen, nach innen, suchen wir nicht durch Einmischung in die Politik der Weltmächte, sondern durch vorbildliche Kulturpolitik eine Weltmacht zu werden. Entschäfer wir das innere Wechten unseres Volkstums. Suchen wir durch eine neue Schulverfassung Verständnis für die Bedürfnisse einer vertieften Kultur in unsere Kinder einzuspflanzen, lassen wir nach Möglichkeit den Zeitumständen, gemäß die wirtschaftlich einzig für uns vernunftmäßige Bodenpolitik nach Damajafelchem Bekenntnis endlich zur Tat werden, nachdem wir gemäßigten von Grund auf der Großstädte Wesen durch ein allen technischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Einzelheiten gleichmäßig mit der männlichen Genauigkeit gegen einander abgewogenes sachgemäßes Bauverfahren. Wie Kino, Kirche, Schule, Straße, Wärfen usw. einer kulturell weissen Wohnstättenpolitik dienbar gemacht werden können, wie Staats- und Stadtverwaltungen im Interesse wahren Volksgeliebens in allen wichtigen Zeitfragen stets darauf zu achten haben, daß wirtschaftliche Aufgaben niemals die rechte Lösung erfahren, wenn sie nicht auch für unser Sinnesempfinden wohlgefügig zur Vollendung kommen, legt Schumacher ebenso anregend wie überzeugend aus reicher Schriftstellerin- und verbrauchsgewöhnlicher Erfahrung heraus dar. Unser Streben wird nach flacherer Bauart gehen, nach dem Eigenheim des Arbeiters mit Gartenstück, nach abgeschlossener Baubezirke auf Grund einheitlichen Bauplanes, nach architektonisch wohlbedachten innerlichen Ueberlegungen unserer Großstädte in die Sandtschaft, nach freier Zusammenarbeiten von Staat und Staatsbürger an der wohlgeleiteten, zu einer Reihe von gefälligen Einheiten gezielten Schönheit unserer Städte.

In allen ihren Einzelheiten den Gedankengängen Prof. Schumachers zu folgen (es ist schließlich auch die Liebe von Expressionismus und Architektur und unserem künstlerischen Verhältnis zum Auslande) ist für Lehr- und genutzreich für jeden denkenden und kulturbegeisterter Leser. Das Buch ist eine wahre Goldgrube guter Kulturideen.

Bunte Zeitung.

Der letzte Schieber-Sommer. Man rechnet damit, daß dies Jahr der letzte Schieber-Sommer sein wird. In den Baderorten hat man in Erwartung des letzten Schieber-Sommers die Preise entsprechend schiefert, um den Schiebern und nützlichen Gästen noch möglichst viel Geld abzunehmen. An und für sich wird durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß man den Schiebern ordentlich die Haut über den Kopf abge, aber leider ist diese edle Gattung nicht immer ohne weiteres zu erkennen und so werden auch andere Leute darunter zu leiden haben. Der Verband der Ostseebäder hat Mindestpreise aufgestellt, die für den ehrlichen Mittelstand nicht zu ersparnissen sind. Außerdem will man von Ausländern einen Aufschlag von ein paar hundert Prozent erheben. Das wäre ein Rücksicht auf die Balnea durchaus begründet, aber man übersteht dabei, daß die Kost in Deutschland den Ausländern allzu dürftig erscheinen wird, als daß sie dafür Preise zahlen sollten, die schließlich höher sind als im Ausland, wo man sich wirklich fatteren kann und sogar Lederbüchsen erhalt, die in Deutschland nur mehr als märchenhafter Bergangeneit betannt sind.

Das Schlafen der Tiere. Dr. Th. Zell weist darauf hin, daß das Schlafen in dem Umfang, wie es der Mensch ausübt, in der Tierwelt eine Ausnahme ist. Tagvögel und Winterhühner schlafen allerdings mehr als der Mensch. Sont aber brauchen zahlreiche Säugtiere viel weniger Schlaf als er. Triff ein Fäher zufälligerweise ein Reh schlafend, so teilt er das gerodhnl. einer Jägerzeitung mit. Das beweist am besten, wie selten es vorkommt. Das Zebra braucht ebenfalls wenig Schlaf. Es zieht sich während der heißen Mittagstunden in die kühlen Wäldungen zurück und ruht dort. Aebriungs hat man hieraus den zutreffenden Schlaf gezogen, daß es nicht übermäßig viel Hitze vertragen kann. Das Wildpferd wird es ebenjo machen. Nur wird es als Steppentier in der Steppe ruhen, da es dort keine Wälder gibt.

Wachst wie schlafen. Eine neue Erklärung der viel-erörterten Frage nach den Ursachen, die den Schlaf auslösen, gibt der amerikanische Arzt Dr. S. S. S. Danach bildet der Schlaf nicht einen Ausnahmezustand, sondern vielmehr die Regel des Lebens. Er ist nicht ein amnormaler Zustand, den die Anhäufung von giftigen Ermüdungs-

stoffen im Körper erzeugt, sondern eine normale Lebensfunktion. Das Schlafbedürfnis überwiegt in der Kindheit und im hohen Alter. Man kann ja ungleich leichter ein Kind in Schlaf bringen, als einen erwachsenen Menschen. Das würde sich aus der langsamen Entwicklung des kindlichen Geistes und der Abnahme der Geisteskräfte im Alter ohne weiteres erklären. Da nach der Ansicht S. S. S. die Monotonie die Hauptursache des Schlafes bildet, so tritt das Schlafbedürfnis ein, wenn das Gehirn nicht durch den Wechsel von anregenden Eindrücken wahgehalten wird. Und diese psychologische Erklärung steht auch durchaus im Einklang mit der Beobachtung, daß Personen regen Geistes am wenigsten schlafen, und daß das Schlafbedürfnis verschwindet, wenn man sich in großer Erregung befindet, oder wenn der Jmang vorliegt, sich waschzuballen. Das- aus erklärt sich auch der Einfluß, den der Wille auf das Schlaf ausübt.

Literatur.

Märchen von Manfred Ryber. Vita-Verlag, Berlin-GH.-Stuttgart.

Manfred Ryber, der durch die zahlreichen Auflagen seines reizvollen Buches „Unter Tieren“ weit bekannt geworden Dichter, bietet hier einen Strauß Märchen, die sich von den Gaden der vielen alten und neuen Erzähler überaus eigenartig abheben. Man mag durch diese ungekünstelt einfachen und doch so sprühend farbigen und düstigen Wunderblüten lie und da wohl an die ähnlich beteren und rührenden Märchen des Volksmundes erinnert werden, vor allem auch an den freundlichen Anderen Zaubererft — aber Rybers unvergleichlich lebenswichtige Kunst bietet größere Fülle und tiefere Innigkeit, weil sie, alle alten und ewigen Erfordernisse und Vorklänge achtend und einend, aus dem Geistesleben unserer Gegenwart erwächst ist.

Lucie Bertier, ein Roman in Briefen von Woldebar v. Kuffel. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulte).

Die glänzende Feder Kuffels, aus seinen kausatischen Dichtungen hinlänglich bekannt, zeichnet im vorliegenden Roman mit liebevollen Strichen das Lebensbild eines natürlichen Tochter eines estländischen Anbendelmannes. Der in selbigen Kreisen seiner Berie bereits als hervor- und Ausdrucksform hat sich noch geltend, so daß Kuffel in „Lucie Bertier“ wohl seine reifste und künstlerisch vollendete Arbeit darbietet. Lucie Bertiers tragisches Geschick, ihr Leben und Weiden erregt das lebensschaffliche Interesse eines jeden Lesers so, daß man den Roman nicht eher aus der Hand legt, als bis man ihn bis zur letzten Seite gelesen, nein tatsächlich miterlebt hat. Es ist die Gabe eines begabten Dichters, der die größte Verbreitung verdient und sie sich auch erlangen wird. R. W.

Attentände zur Friedensaktion Wilsons 1916/17. Der zweite Interanspruch des parlamentarischen Untersuchungsausschusses gibt im Verlag Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Berlin SW. 48, Beilagen zu den fernographischen Berichten heraus, die Attentände zur Friedensaktion Wilsons 1916 und 1917 der breiten Öffentlichkeit bekannt machen. Nachdem schon vor längerer Zeit Heft 1 dieser Beilagen erschienen ist, das in seinem ersten Teil den diplomatischen Verkehr Berlin-Washington 11. 4. 1916 bis 15. 2. 1917, in seinem zweiten Teil die Entstehung des Friedensangebots der Zentralmächte vom 12. 12. 1916 urkundlich belegt, sind jetzt drei weitere Hefte erschienen. Heft zwei bringt weitere Urkunden zum Friedensangebot der Zentralmächte und Wilsons Friedensnote vom 21. 12. 1916 und umfaßt die Zeitspanne vom 14. 12. 1916 bis 28. 1. 1917. Heft drei bringt die Dokumente zur Vorgeschichte der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges im Januar 1917. Heft 4 enthält Begleitgeschreiben und Denkschrift des Chefs des Admiralstabes der Marine vom 22. 12. 1916 „über die Notwendigkeit eines baldigen Beginns des uneingeschränkten U-Boot-Krieges“. Es handelt sich dabei um jene Denkschrift, die zwar als ganz geheim bezeichnet ist, deren Inhalt jedoch sehr bald durch alle-liche Kanäle durchgedrungen war und im Publikum seine Hoffnungen auf den Erfolg des U-Boot-Krieges erweckte, die sich leider als trügerisch erweisen haben.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung
Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 67
Telefon 4520

der in die Stube hinein, und mit ihr ging die bange Frage, die über alles andere wieder hervorbrangte: „Und wenn's ihm wirklich so nahe ginge?“

„Dann also nicht!“, hatte Rudolf Willenhof gesagt, als er wieder in seine Stube eingetreten war — „dann also nicht!“ Und es hatte sich angehört, wie wenn einer mit harter Hand eine Tür zumiift.

Danach war alles ein paar Wochen lang seinen bisleri- gen Gang weitergegangen. Der junge Chef belämmerte sich nicht mehr und nicht weniger ums Geschäftliche, als er es in der letzten Zeit hatte. Höchstens, daß er zu seinen Leuten in einem kürzeren, herrlicheren Ton sprach, als er das vordem getan, aber da das, was er zu sagen hatte, nie ohne guten Grund geschah, zeigte ihnen der Ton den Herrn, den sie mehr und mehr zu respektieren begannen. Er merkte es wohl, und es war manchmal ein scharfes Winken in seinen Augen, und ein finstres Zucken auf seiner Stirn, wenn er sah, wie sich ein paar Gerüchte heimlich Wäde zuwarfen, die beagten: „Der hat sich umgetrennt — da ist halt nichts mehr zu wollen.“

Er hätte's auch keinem raten wollen, ihn nicht für voll zu nehmen!

Auch den ehemaligen guten Freunden gegenüber hatte er bei den seltenen Malen, die er noch mit ihnen zusammen- traf, zuweilen etwas in Ton und Art, daß die des ungenier- ten Anspitzen Gewöhnens wie über einen Witz zu lacher begannen.

„Ma m — wie heißt? Du warst doch sonst nicht so schöner Rudi.“

Da hatte er voll Selbstheit sein Glas zurückgestoßen. „Naht die Abergemeit. Ich will das nicht noch einmal hören.“ Ganz verblüfft starrten sie ihn und dann sich untereinander an. „Das will er nicht noch mal hören — Was denn? Daß er der schone Rudi ist? Das ist ja grade was Schönes!“ lacht der eine, und „Schönheit war die Falle seiner Jugend“, belämmerte der andere, und ein drit er folgerte: „Entweder hat er sich in die Postrentenachter verliebt, oder er ist mang die Heilsarmee gegangen.“

Er zuckte nur die Schultern, aber wenn er fortan abends ausging, ein Glas Bier zu trinken, ludte er ein Vokal auf, wo er wußte, daß Belannte nicht verkehren.

Meist blieb er dabei, gegen die Längeweile tejam er in allerhand Wärdern zu tramen, die nach der Zeit datterten, wo er vor dem Vater den sildenen Bummelstudenten hinter der Anwartschaft auf den chemischen Doktor zu verstehen ludte. Mit dem Doktorittel war's nicht geordnet er hatte vom Examen Abstand genommen, als ihm der dabei unwe- rendliche Reimfall über je ein Zweifel erhaben wurde. Aber allerlei chemische Lebrbücher und einschlägiges wissenschaft- liches Hilfsmaterial hatte er behalten. So als kleine Wärd- thet nach ihm sich's immerhin ganz respektabel aus. Jetzt fand er von Kollegienbesen bejah und aus einer besonders ver- lössigen Stimmung heraus kam's ihm: Wenn er nun doch noch nachträglich seinen Doktor machte? So dreier, der Mo- nate lang lüchlig schen, und jede Woche ein paar Vorlesun- gen hören, da traute er sich's zu, daß er es lüha f.e. Die nö- tige Rüstung im Geschäft brauche's dann nicht hinten an- stehen. Ueber den Winter kam einer so auch am besten aus, und aus dem „schönen Rudi“ sollte der Doktor Rudolf Wil- lenhof werden.

Einen Abend lano überlegte er, dann fand der Ent-

... die Vorstellung. Er sah machte ihm die Sache im Anfang nicht, das war auch nicht der Zweck davon, denn nach Späthstem Hand ihm nicht der Sinn. Aber die Gedanken hielten sich zusammen, und die heimliche Wut, die oft wie ein leises schwebendes Feuer in ihm lag, die hatte einen Ableitungskanal gefunden und begann sich weiser bemerkbar zu machen. Es brauchte sich eben alles eines Tages an sich selber auf, und sie heftiger dabei das Verzagene vor sich ging, um so schneller was am Ende gescheh.

Als ihm das zum Bewußtsein kam, bog er die Brust heraus wie einer, der etwas von sich abgestoßen, was ihm lang den Atem verriet hatte. Nur so weit war er noch nicht gekommen, daß er fortan in allen Nächten an Rache Eiert denken konnte. Der hitlere Staßling brängte sich ihm noch immer auf die Lippen, wenn er sich vorzeigend, wie sie ihn, der als stolzer Sieger ausgezogen, mit seinem Rorb so lässig heimgeführt.

„So wech ich nicht damit fertig, wenn da nicht noch ein letzter Abschluß kommt“, sagte er sich. Welcher Art die er Abschluß etwa sein müßte, das war ihm nicht klar, und sich darüber den Kopf zu zerbrechen, hätte es auch nicht geschafft. Wenn's das Richtige war, würde es ihm eines Tages ganz von selber einfallen.

Und eines Tages fiel's ihm ein. Vielleicht — wenn er sie — noch einmal sah. —

Nicht je sprach, nur noch einmal sah. Und es konnte — nein, sollte sogar ganz einseitig sein — sie selber brauchte ihn nicht zu sehen.

Es war an einem Tag, wo alle Arbeit im Geschäft ruhte, und wo das Feiertagsglück so in der Luft lag, daß er sogar mit seiner eifrigen Vorbereitung für den Doktor auf vierundzwanzig Stunden pauserte.

Der erste Weihnachtserntag war's. Gestern der Heiligabend. — Schwamm drüber! Eogar ein gepukter Baum stand in der guten Stube, weil sich die alte Haushälterin Weihnacht ohne „ja was“ nun mal nicht denken konnte. Und warum sollte der Baum nicht in der guten Stube stehen, wo er seinen genierte? Im Wohnzimmer hatte er sich's verbelen.

Mildes Frostwetter, so ein schöne, klarer Wintertag war's auch, daß die Idee, ins Freie zu gehen, ganz von selber kam.

Und Rudolf Müllenhof ging ins Freie hinaus. Nach Treptow. Es war derweile Abend geworden, aber das störte ihn nicht, im Gegenteil, da ließ sich unauffälliger nach ein paar Fenstern sehen, wo an den zugezogenen weißen Gardinen deutlich sich der Schatten abzog, wenn im erleuchteten Stübchen drinnen eine Gestalt sich hin und her bewegte. —

Spähend stand er hinterm Heidezaun, doch den Lichtschimmer im Stübchen im Erdgeschoss wahrte er nicht. Da ging er vollends bis zur Gittertür vor, wo seine Hede mehr den Ausdruck hemnte. Aber den Lichtschein im Erdgeschoss sah er noch immer nicht. Dafür sah er jetzt aber der Gartentür auf schwarzer Tafel weiße Reidechrift, im hellen Mondschein deutlich zu entziffern: „Kleine freundliche Parteevornung sofort oder später zu vermieen.“

Und plötzlich sah er's auch: die Fenster da drüben, das waren ja tote Augen. In den leeren Räumen bewegte keine Gestalt sich hin und her. —

Er fand wie vor den Kopf geschlagen. Ausgezogen — oder — was viellecht die tränkliche Mutter gestohlen? Aber warum sollte die auf einmal gestorben sein? Der Gedanke mochte ihn ordentlich jorna.

Dann karrte er wieder auf den Mietzettel. Und dann hatte er auf einmal die Gittertür geöffnet und ging durchs Gärchen zum Haus hinüber. Im oberen Stock da brannte Licht, und wo eine Wohnung zu vermieten war, konnte man auch nachfragen.

Eine behäbige Frau öffnete auf sein Klingeln.

„Ja — die Parteevornung war zu vermieten. Zwei Stuben, Küche und alles Zubehör — prächtig schön und lachhaft billig. Das Ansehen was wohl besser am Tage.“

„Ja, ja, selbstverständlich. — Und warum war wohl der letzte Mieter ausgezogen?“ —

im Gegenteil. Aber das waren Mutter und Tochter, und weil die Mutter krank geworden war, konnte die Tochter nicht mehr ins Geschäft und da waren sie nun aufs Land gezogen.“

Aufs Land — so so — und die Befichtigung mal auf Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Erstoren.

Von Otto Graf Sutter.

(Nachdruck verboten.)

„Kein Wunder!“ sagten sie an den Bierstiften, „kein Wunder — hat er nicht immer geschmeißelt! Immer hatte er die Boutelle bei sich, und seine Kaje war wie ein Karfunkelstein — kein Wunder, daß er erstoren ist ... ein böser Tod, ein böser Tod.“

So sprachen sie hinter den vollen Gläsern, im Tabakraum und sogten die Schalkern hoch — und ihre Herzen waren kalt wie Stein.

Am Wege nach Niederau hatten Fußrute den Kaspar Wangler gefunden: steif und ganz mit Eis überfurcht. „O je.“ heulten die alten Weiblein, als die Kunde ins Dorf kam. „Das will nichts Gutes bedeuten, wenn einer aus der Gemeinde im Schnee umkommt. Da gibst im Sommer neue Trübsal, ja, die Zeiten sind nicht zum Lachen.“ Aber so sehr sie auch jammernten, ihre Herzen sähten kein Mitleid.

Nur Gregor Sutter kamen die Tränen. Sie standen groß und glänzend in seinen tiefen Augenhöhlen, so oft er vom Wangler Kaspar erzählte. Und er erzählte von dem Schnaps noch Jahr und Tag, nachdem er so unglücklich geendet. Je mehr Sommer und Winter sich aneinander reiheten, in desto freundlicherem Licht ließ er ihn erscheinen, desto inniger nahm er sich der Aufgabe an, den Kaspar vor allzu bitter Nachrede zu beschützen.

Wurde von Wangers tragischem Tod gesprochen und Sutter, der Schwammger war dabei, begann er etwas.

„Wahr ist es, daß er es ab und zu mit dem Schnaps hielt, daß er Wochen hatte, in denen er nicht von der Flasche wegstam — aber dann hatte er Zeiten, in denen sein Leben frei von allem Häßlichen war, in denen er nicht von der Schnapsbank aufstand vom Morgen bis in die Nacht hinein, und in denen er Sonntags auf seinem Jagdhorn blies, daß seine Stube zum Festsaal wurde. Es ist eine Sage, wenn sie sagen, er sei nur Schnapsbruder gewesen. Nur die Hand, die ihn hätte führen sollen, hat dem Kaspar gefehlt.“

„Ich höre, fähigst du, dem Gregor Sutter gern zu, wenn er auf den Abend ins Haus kam und nachfragte, ob es für seine Schulkerei Arbeit gebe. Er fand nicht schnell ein Ende, wenn er im Zug war und es darauf angelegt hatte, eine Ehrenrettung des Schnapsers vorzunehmen. Er öffnete die Augen weit und sagte:

„Brieft hat der Wangler Kaspar schreiben können, Briefe, wie ein gelehrter Mann oder ein Reimmaacher sie schreibt, wie sie in schönen Gesichtsbüchern stehen ... In Zeiten, in denen er die Schnapsflüche Schnapsflüche sein ließ, war er zu allem zu gebrauchen. Es gab keinen Hilfsbedürftigeren Menschen als ihn — und keinen, der besser Katt wußte, der geschickt Hand anlegen konnte, als er, wenn es zu helfen galt ... Heber seinem Eischen nach einer Frau aber muß ein böser Stern gestanden haben. Er war hinter den schönsten Mädchen her. Oft muntelte man, er sei verbrochen. Bald mit der, bald mit jener. Eines Tages hatte ihn der Schnaps wieder beim Stragen, und aus war's. Das wird ein Rätsel bleiben, warum er immer wieder dem Teufel in die Krallen geriet. Vielleicht war irgend etwas Fremdes in ihm, wie soll ich sagen, etwas, worüber er keine Macht hatte, das ihn zum Feind trieb, wie sehr er sich auch gegen ihn wehrte. Selbst, daß die niederrichtigste Kaufmann immer über ihn kam, wenn er drauf und dran war, seinem Leben ein anderes zu verschaffen. Weiß Gott, es war ein Jammer, zu sehen, wie er mit einmal mit getötetem Gesicht herumfiel, müde und gebrochen und aus gequälten klackernden Augen blinzelnd ... Dann ist er wie ein armer Hund, der sich verlaufen, uns Leben gekommen. Am Wege nach Niederau hat ihm der Schnee das Seelenstück ausgeblasen. Ich denke mir, daß er fürchterlich gekämpft haben mag. ... Im Kreis herumtreibend, mit Melnen und Armen im Schnee blau und elend flatternd mit den Händen ...“

Dem Gregor Sutter ließen die Tränen über die hageren Waden. Heber seine Lippen kam ein Leises: „Armer Kaspar Wangler.“ Dann schloß der Schwammger in die Nacht davon.

Die Anabengehirne aber fieberten. Einer von uns spannt die Erzählung des Schmers weiter: „Ich seh' den mit Atrenden Käse, Gistrum und Schnee ringenden Schnaps, wie ihm die Augen feurig rot in den dunklen Höhlen brennen, wie er mit blutenden Händen Schnee in den Mund stopft, um den reinenden Durst der Kette zu löschen. Mit einem feigen er eine schmale weiße Hand, die sich ihm entgegenreckt. Er greift nach ihr. ... Nichts. ... de, wieder das gleiche Treiben verheißende Bild. ... Und wieder nur eine ... Bergamelle, die teufelhaft alle Wahnfinnsvorstellungen foliert ihn. ... Dann kommt ganz unvernünftig der Feind. ... Gütige Arme halten ihn umfangen. Er nimmt sein Jagdhorn und bläst. ... In einem seltsamen Gemach ist er. Glanz und Wärme um ihn her. ... Sein Instrument ist voll Jugend, voll Fröhlichkeit. Er bläst es und lauscht ihm selbst voll Bewunderung. ... Und rote Lippen säßt er auf seinem Mund, da es das Horn absetzt, sein jubelnd Lied bendend. ... Alles Böse ist verjungen, alles Hart vergesen.“

Anabengehirne fieberten: Kaspar Wangler, Kaspar Wangler. Der erstorene Schnaps gab uns viel zu denken, da wir fähig waren. Und jenseit die Zeit auch schon dahinter lag, bisweilen geht mir auf ein paar Stunden in den Gedanken die Geschichte Kaspar Wangers um, der über's Freie immer wieder an den Schnaps geriet, ohne daß jemand genutzt hätte, wie die Dinge in seinem Dasein verstrickt waren.

Die Großstädte geht und einst.

Von Paul Witto.

Bismarck meinte einmal, man sei auf dem einjämigen Lande nicht so einjam wie in einer großen Stadt. Und ein andermal, vor nun fast fünfzig Jahren, äußerte er im preußischen Abgeordnetenhaus, das Volk werde vielleicht noch einmal die großen Städte vom Erdboden tilgen. So sehr hat er sie geliebt, die Großstädte. Und es waren zu seiner Zeit und sind heute wahrlich nicht wenige, die diesen eht bismarckischen Haß empfinden. Rudolf Hans Bismarck verheißt zurzeit im Schwäbischen Bund einen Roman „Land ohne“, dessen Helden, das Urbild des vorfrügerischen jungen Bismarck, des Heldenmannes, des eugen und fähigen, der Krieg von Grund aus wandelte und zum Sieg und zum Ruhm der des bismarckischen Reiches, natürliches Band des Reiches machte. Die Menschheit scheint sich jetzt, so sagt er, Kar in zwei Lager verteilt zu haben. In die unverbesslichen und immer nur schlimmer werdenden Kaufleute und Skandalen, welche sich an Handel und Industrie bis zur größten Schamlosigkeit reingemischt haben, — und in Menschen, die den Weg zum Denken vom alten Schläge zurückgefunden haben. Ersteren sollte man die Auswanderung, mit allen Opfern der Zurückbleibenden, erleichtern! Dann sind wir Deutsche wieder unter uns und werden zur Seele der Welt werden. So den Großstädten, ruft er aus, daß der Gedemüßig der Erde und der Bodenmenschen lebe. Und ein englischer Dichter sagt: „Gott schuf das Land — der Mensch die Stadt.“ Auf dem Lande, das ist gewiß, liebt man das Land mehr als den Menschen. Dort ist der Bauer, wird der Städter stadtschneidlich, je länger er der Stadt fernbleibt.

Und sind sie nicht eigentlich wirklich schneidlich, die Großstädte? In ihrer jetzigen Form zum mindesten? Von weicher haben malerischen Schönheit dagegen waren die deutschen Städte in der guten alten Zeit, vor etwa vier Jahrhunderten, wie einheimlich in ihrer architektonischen Gliederung war damals zumeist die Gesamtanlage der Städte. Keine dieser alten Städte ist ohne einen oder zwei herrlichen Bänder, so z. B. in Ulm, in Elnburg, Bremen, Wiesbaden, Altdorf, Braunschweig usw. Aber das alte Braunschweig kennt, der kennt auch seine herrlichen Höfe. In im 16. Jahrhundert, da gestalteten auch die deutschen Baumeister selbst die Hoffronten hübschlich zu wahren Kleinodien feiner bekräftiger Kunst. Später jedoch, mit dem Steigen der Bodenpreise, verschwanden mehr und mehr die schönsten Höfe und die großen Gärten aus den Städten, wurden die häßlichen Höfe der menschenfressenden Mietskammern eng und finster, wurden Alagungsstätten für alten Münder,

Schmutz und Unrat, machten in ihrer Abgeschlossenheit die Menschen, die aus den Fenstern vorstehenden Höfen jähren, maulhänger, mürrisch, müffig, und brachten sie auf häßliche, böse, schändliche Gedanken.

Seitlich die letzten Jahre vor dem Kriege gegenüber der Zeit vor 20, 30 Jahren eine nicht unbedeutende Aufwärtsbewegung in der Städtebau. Vor und hinter den Häusern selbst der Arbeitergebäude begannen sich schmucke und grüne Flecken zu zeigen, erwußen Gärten, entstandene nette Spielplätze für Kinder, fing man an zu begreifen, daß der Städtebau eine soziale Aufgabe von größter Bedeutung ist, daß jede große Stadtverwaltung die Pflicht zu großzügiger Wohnungspolitik hat, und daß es dazu der sorgfältigen Zusammenfassung wirtschaftlicher, technischer, sozialer und finanzieller Kräfte, der Erkenntnis und Erfüllung von einer Reihe zu harmonischer Einzelverpflichtungen Forderungen aus diesen vier Gebieten bedarf. Man fing wieder an von der Schöpfung einheitlicher Stadtbilder bereit willens zu träumen, indem man daran ging, einheitliches Baumaterial zunächst für die großen städtischen Aufgaben zu verwenden, und indem man das Einfache, Letzte dem Prunkvollen, Verschönernden vorzog. Doch der Krieg hemmte und hemmt noch auf Jahr hinaus den Fortgang dieser Entpösterung. Vorläufig bleibt's noch beim Alten. Ist für Menschen, die gar nicht einmal sentimental zu sein brauchen, sondern die Augen haben zu sehen, die durchaus kraftigen Sinnes sind, der Blick immer in gleicher Form wiederkehrender ausbreitender Häuserblock von geradezu lässiger Mischung.

Schon vor einem halben Jahrhundert aber, also zu einer Zeit, in der das über unsere heutigen Großstädte kommende Unheil noch sehr wohl in manchen Einzelheiten weniger, hätte verheeren können, hat Rüsting, der hervorragende englische Kunstgelehrte, es für unerschwinglich erklärt, daß ein Land die rechte Sittlichkeit und Zufriedenheit haben könne, wo die Städte wie gräßlich eierne Geschwüre unformig und anrüchig sich über's Land verbreiten und es ausaugen. Damals bereits regte er mit seiner ganzen warmherzigen Verehrtheit das Verlangen an nach lieblich angelegten und gebauten, formvoll kristallisierten, in ihrem Umfang beschränkten Städten, und warnte vor reiglos verteilten, Abschaum und Schorf ausmischenden Stadtgerümpeln, die doch in jenen paradiesischen Zeiten bei uns zu Lande noch kaum in den ersten Kinderjahren bestanden. Doch seine, der Zeitgenossenschaft weit voraus eilenden gäbenden Sehnsüchte nach gärtnerumwärteten, blütenbaumbesetzten Städten wurden als Hingelbäume verachtet und von den Leitern und Baumeistern der Städteverwaltung in seiner Heimat, und bei uns begann man sie erst nach Bismarcks Tode zu verneinen, als es viel zu spät war, vor hanzig Jahren etwa, als uns die galoppierende Städtevermehrung längs Weg und Leben, Sinn und Seele zerrüttete. Schon Rüsting hatte erklärt, daß die Städte allezeit im allgemeinen Nutzen anzuhalten seien, daß der Städtebau gelassen müsse nicht um Geldgewinn, sondern um der Liebe zum Nächsten willen, damit die Menschen liebliche Heimstätten erhalten.

Fretlich waren das rein theoretische, obendrein ziemlich flüchtige Ausführungen eines idealistischen, dem praktischen Leben fernstehenden Stubengelehrten. Unsere geschulten Architekten begannen diese ungeklärten Papiergebanten erst in den letzten Vorkriegsjahren in Lehre und Leben zu überfragen. Einer der weislichsten, tatfährigsten und beherrschtesten praktischen Erbauer und Kollender der Rüstingschen Gedankenwelt ist der Hamburg-Köner Sanddirektor Professor Dr. Fritz Schumacher. Und er ist nicht nur ein Meister der Tat, sondern auch ein Meister der Feder, durch seine Schriften forderbarer Erzieher eines neuen zierlichen weiblichen Architekturstilgeschlechtes und eines weislichen, mit geöffneten Augen um sich schauenden kulturbegeisterten Laienpublikums. Sein focher bei Eugen Diederichs in Jena, dem Verleger der deutschen Ausgabe von Rüstings Schriften, erschienenen, planvoll gealtertes, handliches Buch „Kulturpolitik“, das sich in einer knappen Reihe hundert vorstehender Scherabrischnitte im wesentlichen mit der doch wohl einmal in der kommenden Zeit zu vollziehenden zweckmäßigen Umformung der Großstädte gründlich beschäftigt, ist zugleich ein Führer zu praktischer beruflicher Kulturpolitik überhaupt, zu gezielter kultureller deutscher Staats- und Stadtbau. Weltmachtspolitik zu treiben hat das Gefühl uns und unsern Kindern; und Kindeskindern verliert. Treiben wir darum das, was uns niemand verbieten kann, was wir aber vor anderen Wälfen dieser Erde berufen zu sein können: